In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 100. Posen, den 1. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

6. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Nun trug das Schusterchen gut geschnittene Anzüge aus englischer Wolle, auch einen anständigen Hut. Seine Verehrerinnen sorgten für peinlich weiße Kragen und Hemden, und Sonntags blinkte auf seiner Weste eine von seinem Gönner entlehnte goldene Uhrkette, die aber schon bei anderen „jungen Anfängern" figuriert hatte. Und der Tag kam, an dem er seinem ersten Stier mit dem Degen gegenüberstand.

„Wagst du, ihn zu töten?" reizten ihn seine Freunde, als bei einer ihrer gewohnten Fahrten in die Provinz ein lebhafter Jungstier auf dem Platz erschien.

Er wagte es und war überrascht von der Leichtigkeit, mit der er den Torito fällte.

Der Besitzer der Rinconada, einem schönen Gut bei Sevilla, hatte sich eine kleine Privatarena angelegt, und natürlich machte auch Juanillos Cuadrilla ihre Aufwartung, denn der ländliche Hidalgo hielt freien Tisch.

„Wer seine Sache am besten versteht, bekommt ein Billett zweiter Klasse nach Sevilla," begrüßte er die jungen Leute, an denen der Staub von zwei Tagemärschen klebte. Dicke Havannas rauchend, sah er dann von seiner Veranda aus zu, wie die Kleinen aus Sevilla ihre Capa gebrauchten.

„Schlecht gemacht, du Hanswurst! Steh auf, Memme, und laß dir Wein geben, damit der Schreck dir aus den Gliedern geht!" dröhnte seine Stimme, wenn der Stier einen der Burschen zu Boden riß.

Das Schusterchen aber tötete einen Toro in so vollendeter Manier, daß ihn der alte Hidalgo an seinen eigenen Tisch setzte — die anderen aßen mit den Knechten in der Küche und tunkten ihre Hornlöffel in den gemeinsamen Topf ein.

Als Juanillo die Rückreise zweiter Klasse antrat, während die übrigen zu Fuß abmarschierten, hatte er das Gefühl, daß jetzt ein neues Leben begänne. Sein Blick flog über die großen Olivenpflanzungen und Weizenfelder, über Mühlen und die saftigen Wiesen, auf denen Tausende von Ziegen, Schafen, Stieren und Kühen weideten. Welch ein Reichtum! Wenn er eines Tages solch ein Gut sein eigen nennen könnte! . . .

„Der Junge scheint Fähigkeiten zu besitzen," meinten die Aficionados, „man müßte ihn mal auf dem Terrain sehen."

Das Terrain war die Arena in Sevilla. Auch diese Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Als zu wohltätigen Zwecken eine Corrida mit Jungstieren arrangiert wurde, gelang es einigen einflußreichen Leuten, was seinen freudestrahlenden Gönner veranlaßte, ihm sofort ein abgelegtes Torerokostüm zu kaufen.

„Juan Gallardo" stand auf den Plakaten, denn er hatte sich geweigert, als das Schusterchen aufzutreten. Dieser Beiname, der später im Verkehr mit hohen Persönlichkeiten störend wirken könnte, sollte begraben werden.

In hellen Haufen strömte es zur Plaza. Ein neuer Matador! Sein eigenes Stadtviertel war vollzählig erschienen, und Tausende mußten außerhalb der Arena das Resultat abwarten.

Der Sohn der Senjora Angustias triumphierte. Sehr gut die Capa handhabend, tötete er seine beiden Stiere korrekt, wurde einmal überrannt, ohne Schaden zu nehmen und hielt das Publikum durch seine maßlose Verwegenheit in ständiger Aufregung.

Seine Freundinnen, trunken vor Begeisterung, warfen ihm ihre Mantas in die Arena. Mild lächelnd verfolgte der alte Stadtrat die Taten seines Schützlings. Auf der Schattenseite aber spreizte sich Juanillos Schwager, ein Sattler mit pedantischen Grundsätzen, der die hübsche Encarnacion unter der ausdrücklichen Bedingung geheiratet hatte, daß sie jede Beziehung zu dem Nichtsnutz von Bruder abbräche.

„Ich will mir das Schauspiel nicht entgehen lassen, wie sie diesen Strolch mit Apfelsinen von der Plaza jagen," äußerte er zu seiner Frau, als er sich nachmittags auf den Weg zur Arena machte. Doch jetzt schrie er solange: „Juanillo! Juanillo!", bis der Matador ihn endlich bemerkte und mit dem Degen grüßte.

„Mein Schwager!" blies sich der Sattler auf. „Ich habe stets gesagt, daß es der Kleine weit bringen würde. Er verdankt uns allerlei, meiner Frau und mir . . ."

Mit seiner Hilfe konnte nach Schluß der Corrida der Matador heil die Droschke erreichen, die ihn nach Hause führte.

„Hier hast du unsern Juan, Encarnacion!" Dabei stieß er ihn in die Arme seiner Frau. „Der leibhaftige Cid Campeador!"

Und Encarnacion brauchte nicht weiter zu fragen, da ihr Mann diesen erhabenen, historischen Namen nur bei ganz außergewöhnlichen Ereignissen anwandte.

„Glücklich die Mutter, die diesen tapferen Burschen geboren hat!" meinten die Nachbarinnen und warfen bewundernde Blicke auf der leise vor sich hin weinenden Senjora Angustias stattlichen Leib.

„Mein Junge! Juaniyo! Könnte dich doch der arme Vater sehen!"

Juanillo nahm sie in seine Arme, streichelte die nassen Backen und sagte:

„Laß das Weinen, Mutter! Heute ist ein Freudentag. Mit Gottes Hilfe werde ich dir ein Haus kaufen, einen Wagen und das schönste Tuch von Manila."

In den Tavernen und Cafés sprach man abends nur von Juan Gallardo, dem Torero der Zukunft.

„Dieser Kleine wird noch alle „Kalifen" von Cordoba in den Schatten stellen!" Aus diesen Worten klang der ganze Stolz Sevillas, das seit undenklichen Zeiten mit Cordoba rivalisierte.

Von diesem Tage an änderte sich Gallardos Leben von Grund auf. Die vornehmen jungen Herren der Stadt grüßten ihn und luden ihn im Café an ihre Tische. Die guten Mädchen aber, die so lange getreulich für seine Wäsche gesorgt hatten, wurden nicht mehr beachtet. Und sein alter Gönner, der auf etwas unfreundliche Gefühle zu stoßen glaubte, zog sich diskret zurück

und begab sich auf die Suche nach einem jugendlichen Ersatz.

Anderthalb Jahre tötete Gallardo Jungstiere auf den besten Plazas Spaniens. Sein Ruf war bereits bis nach Madrid gedrungen, und die Hauptstadt wurde begierig, „den Knaben von Sevilla" zu sehen, von dem die Zeitungen so viel Aufhebens machten, und den die andalusischen Kenner bis in den Himmel hoben.

Von seinen besten Freunden begleitet, traf er in Madrid ein. Wie anders war jetzt alles als damals, als er mit dem Glückspilz durch die Straßen vagabundierte und Zigarrenstummel auflas! . . . Wie verführerisch lächelten die Schönen mit einem kleinen Seitenblick auf die schwere goldene Uhrkette und den großen Brillanten an seiner Hand, wenn er, vor der Tür des Café Inglés sitzend, alle Welt einlud.

Sein Auftreten in Madrid war von Glück begünstigt und verschaffte ihm neue Anhänger neben einer Reihe von Angeboten, in den Provinzhauptstädten zu kämpfen.

Jetzt konnte er sich auch den von jedem Torero ersehnten Luxus eines Reitpferdes leisten. Ueber dem Sattelknopf eine Decke mit bunten Troddeln, zeigte er sich jeden Vormittag auf einem herrlichen Goldfuchs, um die bewundernden Blicke von groß und klein einzuheimsen.

Und eines Tages kam seine feierliche Bestätigung als Matador. Ein berühmter Maestro überreichte ihm auf der Plaza von Sevilla Degen und Muleta, und die Menge geriet außer Rand und Band, als sein erster echter Toro — kein Jungstier mehr — nach einem einzigen Degenstich zusammenbrach. Einen Monat später folgte dieselbe Zeremonie in der Arena von Madrid beim Kampf gegen die gefürchteten Miurastiere. Jetzt stand sein Name neben dem altbewährter Espadas, die er wie unnahbare Götter angestaunt hatte, als er von Dorf zu Dorf zog. Es regnete Kontrakte.

Sein Schwager jedoch lief mit mürrischem Gesicht herum. Der gute Antonio dachte an den kommenden Goldregen, dachte an seine fünf Kinder und — als Mann von unermüdlicher ehelicher Treue — auch an die, die noch kommen konnten.

„Wie vorteilhaft würde es für deinen Bruder sein," sagte er zu seiner Frau, „wenn er mich zu seinem Bevollmächtigten machte. Nicht der leibhaftige Cid Campeador . . ."

Leider war Gallardo anderer Meinung und vertraute alle geschäftlichen Sachen seinem Freunde Don José an, einem früheren Kavallerieoffizier, der nur für Toros und Pferde lebte. Als Entschädigung übertrug er dem Sattler die Aufsicht der Arbeiten beim Bau seines neuen Hauses und ließ ihm hinsichtlich dieser Ausgaben freie Hand, überzeugt, daß Antonio hierbei nicht zu kurz kommen würde.

Denn der Wunsch des Toreros, seiner Mutter ein neues Haus zu schenken, ging in Erfüllung. Sie, die ihr Lebenlang die Fußböden der Reichen gescheuert hatte, sollte endlich einen marmorbelegten Patio haben, eine schneeweiße Villa mit grünen Gittern und schmiedeeisernem Tor, farbigen Fliesen im Vestibül, den schönsten Möbeln und Bildern und viel, viel Personal. Und da die Senjora Angustias sich von ihrem Stadtviertel nicht trennen wollte, kaufte er einige alte Häuser und ließ sie für den Neubau niederreißen.

Für den Sattler gab es bald einen neuen Verdruß: der Matador hatte eine Braut!

„Diese Frechheit!" schrie sein Schwager im Schoße der Familie, wie er seine vertraulichen Rücksprachen mit Schwiegermutter und Frau zu nennen liebte. „Verlobt sich, ohne uns, das einzig Wahre, was für ihn existieren sollte, zu befragen. Eine nette Braut wird das sein!"

Auch Encarnacion blies in dasselbe Horn, denn was blieb für ihre Kinder, wenn eine junge Herrin hier einzog? Aber Senjora Angustias protestierte:

„Nein, nein! Ich kenne sie, ein bescheidenes, sympathisches Mädchen. Etwas Vermögen hat sie auch. Der Vater, ein Branntweinhändler, hinterließ ihr zwei kleine Häuser in der Vorstadt. Also nackt kommt sie nicht. Und Wäsche? Es gibt keine geschickteren Hände in ganz Sevilla. Alles näht und stickt sie selbst. Juan soll sie nur heiraten — je eher, desto besser."

Am letzten Fronleichnamsfeste, einem der wenigen Tage im Jahr, an denen die Frauen auch allein auf die Straße gehen, war Gallardo ein hübsches, junges Mädchen in Spitzenmantilla, einen Busch Nelken an der Brust, aufgefallen. Es wurde rot und senkte die langen Wimpern, als ihre Blicke sich begegneten.

„Die Kleine kennt mich," sagte sich Juan selbstbewußt, „hat mich sicher auf der Plaza gesehen."

Natürlich folgte er ihr bis zu ihrer Wohnung, wo er zu seiner größten Ueberraschung erfuhr, daß diese reizende junge Dame mit den prachtvollen schwarzen Augen niemand anders war als Carmen, eine Spielgefährtin aus der Kinderzeit. Aber wie hatte sich diese Hopfenstange mit den stöckrigen Beinen und dem rebellischen Wuschelkopf entwickelt!

Befand sich Gallardo in Sevilla, so ging er jeden Abend zu Carmens Haus, um mit ihr durch das Fenstergitter zu plaudern. Prompt stellte sich auch der Kellner einer nahen Taverne ein, der ihnen ein Tablett mit gefüllten Weingläsern präsentierte: die „Bezahlung des Pflasters", ein alter sevillanischer Brauch, wenn sich Verlobte durchs Gitter unterhalten. Der Torero stieß mit seiner Braut an, gab dem Kellner ein Trinkgeld und trug ihm auf:

„Bestelle den Senjores, die dich schicken, unsern schönsten Dank. Ich lasse sie bitten, nachher meine Gäste in der Taverne zu sein."

„Man hat mir gesagt, daß du viel trinkst," seufzte Carmen, das Gesichtchen an die eisernen Stäbe gepreßt.

„Gewäsch, Carmencita! Natürlich muß ich die Einladungen meiner Freunde auch erwidern. Weißt du, ein Torero ist . . . ja, ist eben ein Torero und kann nicht wie ein Mönch leben."

„Ich hörte auch, daß du mit leichtsinnigen Mädchen verkehrst."

„Das ist eine Lüge! . . . Früher ja, ehe ich dich kannte . . . Caramba, wie heißt dieser Sohn einer Ziege, der mit solchem Gewäsch hausieren geht?"

Doch die kluge Carmen wußte die Empörung ihres Verlobten abzulenken:

„Und wann heiraten wir?"

„Sobald das Haus fertig ist. Am liebsten morgen; aber mein biederer Schwager denkt nicht daran, sich zu beeilen. Der Bau muß sehr einträglich für ihn sein."

„Ich werde schon Ordnung schaffen, Juaniyo, sobald wir verheiratet sind. Alles soll nach deinem Wunsch geregelt werden. Und deine Mutter will ich sehr lieb haben."

So verging der Winter. Um für die Stierkampfsaison im Frühjahr behende und elastisch zu bleiben, machte Gallardo lange Ritte und folgte in jeder Woche ein paarmal den Jagdeinladungen einiger Gutsbesitzer.

Seine Hochzeit, verbunden mit der Einweihung der Villa, gestaltete sich zu einem großen Ereignis. Die Trauung fand in der Kirche von San Gil, vor der „Madonna der guten Hoffnung" statt. Der Landtagsabgeordnete von Sevilla war Brautführer, und vor der Kirche bildeten Hunderte von jungen Mädchen Spalier, deren bunten, mit exotischen Blumen und Vögeln bestickte Mantones lustig in der Sonne flimmerten. Von dem Gewimmel weißer Filzhüte stachen die funkelnden Zylinder Don Josés und anderer Senjores ab, die es sich nicht nehmen ließen, Gallardo an diesem wichtigen Tage durch ihre Anwesenheit zu ehren.

Am Tor der Villa wurden Almosen verteilt, während die Geladenen an der Riesentafel im Patio speisten. Die besten Weine Andalusiens standen auf dem Tisch: feuriger Jerez, der gefährliche Montilla und duftender Manzanilla von Sanlucar. Bis spät in die Nacht ertönten unaufhörlich die schwermütigen Weisen der Gitarren, zu deren Klang die hübschesten Mädchen die Sevillanas tanzten. Alles war berauscht; aber ihr

Rausch war süß und sanft, sogar mit ein wenig Melancholie gemischt, die sie von Taten der Leidenschaft, grausam verhängten Strafen und vom armen Mütterlein singen ließ, dieser ewigen Muse andalusischer Volkslieder.

Die Sterne erblaßten, als der Sattler als letzter Gast mit einer Geste der Verzweiflung das Haus verließ. Kein Mensch hatte sich um ihn, den Repräsentanten der Familie, gekümmert.

„Encarnacion, du wirst es jetzt erleben, daß dieses Mädchen mit dem Madonnengesicht alles an sich reißt. Nicht so viel wird für uns übrig bleiben! Ich sage dir, da kommen Kinder und Kinder . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Paul Kirchhoff:

Von den Bergen.

Von den Bergen kommt's her . . .
Von lichtübersäten Bergeshängen
Weht ein Hauch von traumumflorten Klängen —
Und kommt durch die Nacht.
Leis, süß und schwül —
Nimm dich in acht.
Verschließ dein Herz, in das der Tag gelacht!
Es klingt dir hinein wie ein irres Lied.
Wie ein Märchen, das durch die Nächte zieht.
Übermächtig und jäh,
Und bringt dir ein heißes, schweres Weh,
Und bringt dir ein bitteres Weinen.
Von den Bergen kommt's her . . .
Von nachtumflüsterten Bergeslehnen —
Das Sehnen, das ewige Sehnen.

*

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers Paul Kirchhoff dem Buche „Hoher Mittag“, Verlag Karl Stork-Darmstadt, entnommen.)

Das tausendjährige Götterbild.

Von Erik Juel.

Sing-Li ist tot. Eines Morgens klopfte die Wirtin an seine Tür und erhielt keine Antwort.

Wer sollte auch antworten — Sing-Li lag ja tot im Bett.

Ein junger Mann in den Zwanzigern, intelligent und fleißig, das war Sing-Li, als er nach Paris kam.

Die Kameraden, die um seinen Sarg stehen, sind ebenso schweigsam, wie der Tote. Dann wird er fortgetragen.

Mein Nebenzimmer ist somit frei geworden.

Am selben Abend gehe ich in die chinesische Bar in der Seitenstraße des Boulevards. Dort tanzen die gelben Studenten mit den weißen Mädchen.

Chiffonette, die immer mit Sing-Li zusammengewesen war, tanzt auch und freundet sich mit dem neu hinzugekommenen kleinen Mediziner an . . .

Ich hatte nun immer geglaubt, daß Chiffonette Sing-Li wirklich gern hatte.

Gott — vielleicht hat sie ihn auch geliebt. Das Leben hat ja seine praktischen Seiten. Der kleine Mediziner, der eben gerade aus dem „Himmlischen Reich“ gekommen ist, hat auch eine frisch gefüllte Brieftasche. Auch Ti-Bu ist anwesend. Ti-Bu und Sing-Li waren Freunde. Ich sehe zu ihm hinüber, nicke ihm zu — er grüßt wieder, lächelt, wie nur ein Chinese zu lächeln vermag — undefinierbar — dann ist er wieder ganz ernst.

Kurz danach schlängelte er sich durch die Tanzenden zu mir. Keiner von uns beiden erwähnt Sing-Li. Wir sitzen recht schweigsam beieinander und sehen den Tanzenden zu — sehen, wie sie tanzen, sich winden, wie sie wackeln, trippeln, gleiten, und wir hören die übermütigen Mädels lachen.

Das Lokal ist niedrig. Der Rauch des opiumgetränkten Tabaks verschleiert die Luft. Schließlich gehen wir. Ti-Bu und ich. Wir schlendern den Boulevard hinunter, der zu dieser Stunde fast menschenleer ist. Ti-Bu ist auch ganz still. Plötzlich aber fängt er an zu erzählen.

„Sie hat über tausend Jahre so dagesessen — so über den Wasserspiegel gebeugt.“

Die kleinen Goldfische stauten sich gerade da, wo sie saß. Luft und Wasser waren eins — Grau in Grau — über tausend Jahre. Das kleine Bild war heilig. Es vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht in gerader Linie. Jetzt war Sing-Li der Besitzer. Er hatte es mit nach Paris genommen. Für einen Sammler war es Tausende wert. Sing-Li wußte das sehr wohl, aber er wußte auch, daß es ein Familienheiligtum war. In den Familienbüchern ist das kleine Bild beschrieben — es hat Glück und Segen gebracht — aber Verdammnis war auch dabei vermacht.

Sing-Li und Chiffonette. Sie wissen. Wer kleidete sie, wer kaufte ihr Schuhe — haben Sie die großen kostbaren Ohrgehänge gesehen, die Chiffonette trägt? —

Woher sollte Sing-Li all das Geld bekommen? Neulich war es alle, alles war verbraucht. Chiffonette drohte, ihn zu verlassen. Das kennt man ja. Was sollte man dazu sagen. Sing-Li war krank und dazu rasend vor Liebe — er wollte nichts hören, ließ sich nicht belehren über den Charakter und die Minderwertigkeit dieser Frauen. Er müsse Geld schaffen, meinte er — irgendwie Geld schaffen.

Tief in seinem Koffer, vorsichtig in ein Seidentuch verpackt, hielt er seinen Schatz verwahrt — das alte tausendjährige Bild, die kleine Frau, die Göttin, die sich über das Wasser neigt, dort, wo sich die Goldfische stauen. Wasser und Luft sind eins — Grau in Grau.

Sing-Li nahm das Heiligtum heraus, er sah und sah — er hielt das Licht dicht vor das Bild.

Die kleine Frau, die Göttin, war verschwunden — die Goldfische waren fortgeglitten. Alles verschwamm in eins — Grau in Grau — eine eintönige Fläche.

„Am selben Abend kam Sing-Li zu mir“, fuhr Ti-Bu fort.

Er war wie geistesgestört, er zeigte mir die gleichmäßige, graue Fläche — die kleine Frau, die sich früher über den Rand des Wassers beugte, wie eine zarte Blume, war verschwunden — nach tausend Jahren — — —“

Ti-Bu sieht mich an.

„Ich verstehe, daß Sing-Li tot ist,“ sagte er.

„Er mußte sterben, es gab keine Rettung, keinen Ausweg.“

Ti-Bu und ich gehen schweigend weiter. Wir gehen längs der Seine, wo die Laternen nur schwach brennen. Hier und da treffen wir einen einsamen Nachtwanderer.

Unter einem Baum steht Chiffonette. Das Licht blitzt in dem großen Ohrring — wie sie lacht — — —

Hat sie denn Sing-Li ganz vergessen . . .?

Der kleine gelbe Mediziner hat seinen Arm um ihre Taille geschlungen . . .

Sing-Li ist noch nicht beerdigt. — —

Einsamkeit.

Irgendwo in Lappland liegt ein Dorf, das keine Karte verzeichnet, zu dem keine Wege führen, das so weltabgeschieden liegt, als befände es sich auf einem anderen Stern. Und doch besteht die Siedelung schon seit dreihundert Jahren.

Damals kam ein landflüchtiger Finne über die Berge und setzte den ersten Spaten an. Nach ihm kamen mehrere und rodeten das Land. Es dauerte aber ein Menschenalter, bis der erste Finne dem steinigen Boden der Wildnis so viel Raum abgewann, daß er Frau und Kinder ernähren konnte. Heute sind achtzehn graue Häuser dort errichtet, und die Bevölkerung zählt etwa hundert Seelen. Abgesehen davon, daß ihre Namen im Kirchenbuch stehen, weiß man nicht viel von ihnen, und sie sind heute der großen Welt nicht näher gekommen, als sie vor dreihundert Jahren waren. Die nächste Landstraße ist noch anderthalb Meilen entfernt. Ebenso weit Post, Telephon und Krämer. Zu der Kirche müssen sie sogar fünf und eine halbe Meile weit gehen, und zwar auf schwierigen Gebirgspfaden. Manch einer ist denn auch nie in diesem Gotteshause gewesen, und mehr als einer hat *überhaupt nie eine Kirche gesehen.*

Eines Jahres flog ein großer weißer Vogel über den Ort mit einem Getöse wie Frühlingssturm im Walde. Alle Bewohner kamen aus den Häusern gelaufen und blickten dem Märchenvogel nach, bis er über den Bergen verschwunden war. Größere Sensation stand bevor: das erste Automobil kam in das Dorf. Es hatte die Bergwege, die brückenlosen Wasserläufe, die schwankenden Moore siegreich überwunden und ließ sich anstaunen von diesen Menschen, die noch nichts von Autos wußten. Dieses Auto fiel wie ein Samenkorn in die Seelen der Einsamen, Abgeschnittenen: Die Sehnsucht nach der großen Welt erwachte, der Wunsch, dorthin gelangen zu können, eine Straße durch die Wildnis zu bauen, Zugang zu bekommen zu Kirche, Krankenhaus, Kaufmann. Man setzte Eingaben auf und entsandte einen Sprecher in die ferne große Stadt — die Eingaben lagen in den Stuben der Ministerien herum, die Sprecher wurden abgewiesen. Die Einsamkeit blieb.

Einmal im Jahr nur wagt der Pfarrer sich mit den heiligen Sakramenten auf den gefahrvollen und beschwerlichen Weg nach diesem einsamsten aller Dörfer zu machen; ihre Kinder müssen die Leute selber nottaufen. Wenn einer krank wird, kochen die alten Frauen ihre Kräutersuppen und sprechen Gebete über den Kranken. Und wenn das nicht hilft, so muß er sterben. Dann wird ein Sarg gezimmert, und die Angehörigen tragen den Toten in den Wald, wo die von Kiefern beschattete Begräbnisstätte durch Steine abgegrenzt ist. Dieser Friedhof wurde im Jahre 1845 angelegt; vorher mußte man die Leichen auf den Pferderücken nehmen und mit ihnen zum Kirchhof reiten. Es ist nicht leicht, in dem steinigen Boden ein Grab zu graben; man gräbt meist eine tiefe Grube, in die die Särge aufrecht stehend hinabgesenkt werden, und zwar achtet man darauf, daß der Kopf des Toten nach oben kommt. An das Kopfende des Sarges wird ein Messer gelegt, damit der Stahl den Toten vor der Macht des Bösen schütze. Besonders feierlich geht so eine Bestattung nicht vor sich, und Kreuze und blumengeschmückte Hügel kennt man hier nicht.

Im Frühling und Herbst kann kein menschliches Wesen in das Dorf kommen, und auch zu anderen Zeiten ist es nicht möglich, einen Arzt zu holen, da ja kein Fahrweg hierher führt. Bisweilen wird ein Kranker, der nicht sterben möchte, auf der Bahre den langen Weg zum Arzt getragen. Da war ein junges Mädchen, eben neunzehnjährig, die hatte ihr Brautkleid fertig genäht

wollte Hochzeit halten. Da wurde sie von einer Lungenentzündung befallen. Man wollte sie nicht sterben lassen, man versuchte ihr Leben zu retten, indem man sie zum Arzt trug. Sie wurde auf die Bahre gelegt, und die ganze Jugend des Dorfes folgte in schweigendem Zuge, um beim Tragen abzuwechseln. Es war Abend, als der Zug das Dorf verließ. Schweigend schritt er durch die Nacht. Kein Licht leuchtete ihm. Niemand sprach. Der junge Bräutigam führte den Zug und trug das eine Ende der Bahre. Wenn jemand ihn ablösen wollte, wehrte er ab. Weit lag noch der Ort, zu dem sie pilgerten — da starb das junge Mädchen. Der Zug kehrte um und trug seine Bürde wieder heim.

Bei den Kohlenmeilern starb einer der Köhler, und die Kameraden wollten ihn in geweihter Erde bestatten. In seinen Arbeitskleidern, schwarz von Ruß, setzten sie ihn auf sein treues Pferd und banden ihn im Sattel fest. Eine mit Steinen gefüllte Kiepe hielt seinen Rücken gerade. Die Zügel wurden an seine erstarrten Hände gebunden, und damit niemand glauben sollte, daß er einer Leiche begegne, wurde ihm die Pfeife in den Mund gesteckt. So kam er zu den Seinen heimgeritten.

Einsamkeit . . .

Die Lehrerin im freien Amerika.

Die Freiheit, die der einzelne Mensch in Amerika genießt, wird beleuchtet durch einen **Vertrag**, den eine kleine Küstenstadt in Nordkarolina einer von ihr anzustellenden jungen Lehrerin vorlegte:

„Ich verpflichte mich, ein lebendiges Interesse für alle Zweige der Sonntagsschularbeiten an den Tag zu legen und Zeit, Arbeitskraft und Geld mit unermüdlichem Eifer für das Wohl der Gemeinde aufzuwenden.

Ich verpflichte mich, mich des Tanzens, unpassender Kleidung und sonstiger Aufführung zu enthalten, die für eine Lehrerin und Dame ungeeignet ist.

Ich verpflichte mich, mit einem jungen Mann nur auszugehen, falls es für die Förderung der Sonntagsschularbeit unbedingt erforderlich ist.

Ich verpflichte mich, mich nicht zu verlieben, zu verloben oder heimlich zu verheiraten.

Ich verpflichte mich, im Schlafzimmer oder in den Gebäuden der Schule zu bleiben, wenn ich nicht irgendwo anders mit Arbeiten für die Schule oder mit kirchlicher Arbeit beschäftigt bin.

Ich verpflichte mich, keinen meiner männlichen Schüler zu der geringsten Vertraulichkeit zu ermuntern oder sie zu dulden.

Ich verpflichte mich, wenigstens acht Stunden nachts zu schlafen, gut zu essen und alle Schritte zu unternehmen, um meine Gesundheit und meine geistigen Kräfte zu erhalten, damit ich imstande bin, mich meinen Schülern richtig widmen zu können.

Ich verpflichte mich, immer dessen eingedenk zu sein, daß ich eine Verpflichtung gegen die Bevölkerung der Stadt habe, die mir mein Gehalt bezahlt, daß ich dem Schulrat, dem Inspektor, die mich angestellt haben, Ehrerbietung schuldig bin, wie ich mich denn auch stets als eifrige Dienerin des Schulrats und der Bevölkerung betrachten und mit ihnen, soweit meine Kräfte reichen, zusammenarbeiten werde in jeder Bewegung, die zum Wohle der Stadt, der Schüler oder der Schule dient."

Im Jahre 1924 erließ ein Schulinspektor in Santa Paula in Kalifornien ein Verbot für die Lehrerinnen, sich das Haar abschneiden zu lassen und erklärte, daß keine Lehrerinnen mit kurzgeschnittenem Haar angestellt werden dürften. Ein Kollege in der Nachbarschaft Sacramento kam den Damen zu Hilfe, und es entstand eine heftige Debatte, die alle Kreise ergriff und den Rektor der kalifornischen Universität veranlaßte, öffentlich zu erklären, daß zwischen Kenntnissen, Lehrfähigkeit und Charakter einerseits und Bubikopf andererseits **keine Beziehung** bestehe. Auch wurde darauf hingewiesen, daß, falls alle Lehrerinnen mit Bubikopf verabschiedet werden sollten, nicht genügend langhaarige zur Verfügung stehen würden, um den Schulunterricht aufrecht zu erhalten. Obwohl also an dieser einen Stelle ein Sieg erkämpft wurde, steht er doch eigentlich nur auf dem Papier, und man kann in Amerika eine Lehrerin fast immer daran erkennen, daß sie langes Haar trägt. (Ein kurioser Wandel, denn noch vor dreißig Jahren war der „Tituskopf" gerade das Zeichen des Blaustrumpfes, und eigentlich nur Lehrerinnen trugen ihn. Wenn wir uns entschließen könnten, die alberne Bezeichnung „Bubikopf" fallen zu lassen, würde damit die Furcht, die immer noch einige Kreise vor dieser Haartracht haben, schwinden.)

Auch gegen die kurzen Kleider der Lehrerinnen wurde drüben Front gemacht. Die Schulkommission in Hazel Park in Michigan erließ vor kurzem eine Verordnung, wonach die gesamten Lehrerinnen „Smocks" tragen sollten, das sind weite Ueberwürfe, die bis zu den Knöcheln reichen. Das ging den hundert Lehrerinnen dieser Stadt aber „über die Hutschnur". Sie beschlossen, der Verordnung zu trotzen, und erschienen am nächsten Tage in der Schule in den kürzesten Kleidern, die sie überhaupt besaßen, während sie gleichzeitig der übereifrigen Schulkommission mitteilten, daß sie kein Recht hätte, sich in die Toilettenangelegenheiten der Lehrerinnen einzumischen.

In Los Angeles wird keine Lehrerin (übrigens auch kein Lehrer) angestellt, der raucht, ebenso ist es in Urbana in Illinois. (Man trinkt und raucht dort also heimlich.) In Silver Creek, Neuyork, wurde ein Schulinspektor entlassen, weil er geraucht hatte. Daraufhin streikte die ganze Schule, da er allgemein beliebt war, und Lehrer und Schüler reichten eine Petition ein, ihn wieder in sein Amt einzusetzen. Angesichts dieser Sachlage blieb nichts übrig, als diesen Wunsch der Allgemeinheit zu erfüllen.

Einem Lehrer, der sich in Missouri um eine Stelle bewarb, legte man einen Vertrag vor, nach dem er sich verpflichtete, niemals, an keinem Orte, während seiner Kontraktszeit eine Zigarette, eine Zigarre oder eine Pfeife zu rauchen. Da er darauf nicht eingehen wollte, mußte er sich um eine andere Stelle bewerben.

Eine junge Lehrerin, die gern schnell ein Amt haben möchte, ist natürlich leichter geneigt, einen Vertrag zu unterzeichnen, auch wenn er schlimme Bedingungen stellt, denn der Verzicht auf das Tanzen, der häufig gefordert wird, ist nicht leicht für einen jungen Menschen. In einer kleinen Stadt im Staate Neuyork ist ganz kürzlich ein Lehrer entlassen worden, weil er mehrmals eine junge Lehrerin nach Hause begleitet hatte und außerdem eines Sonntags mit ihr ausgeritten war. Die Schulkommission gab zu, daß er sich keiner unmoralischen Handlung schuldig gemacht habe, daß aber in der Stadt über das Verhalten der beiden geklatscht werde, dieser Klatsch müsse unterbunden werden.

Ein Paradies für Lehrerinnen ist nach dem allen Amerika nicht.

Erna Hempel.

Aus aller Welt.

Wartburg-Festtage 1928. Die bisherigen Wartburg-Festtage werden vom 11. bis 13. Mai in Eisenach abgehalten. Sie sind besonders Wagner und Liszt gewidmet. Die Festtage beginnen mit einem Vortrag Prof. Dr. Neumanns (Göttingen) „Vom deutschen Minnesang"; am 12. Mai folgt ein Gastspiel des Deutschen Nationaltheaters in Weimar, das unter Leitung des Generalmusikdirektors Prätorius den „Tannhäuser" spielen wird. Der darauffolgende Sonntag bringt in einer Morgenfeier ein Klavierkonzert von Liszt und ein Streichquartett von Wagner und einen Vortrag von Prof. Dr. h. c. Pfohl: „Franz Liszt und Richard Wagner", nachmittags und abends findet im Bankettsaal der Wartburg ein großes Wagner—Liszt-Konzert statt, das von Siegfried Wagner dirigiert werden wird.

Ein seltener Geburtstag. Unter den Tonowande-Indianern in den Vereinigten Staaten von Amerika hat kürzlich eine Indianerin ihren 108. Geburtstag gefeiert. Gutmütige Weiße aus der Umgebung kamen zum Geburtstag gratulieren und überbrachten der Squaw einen Pelzkragen aus schwerem Bärenfell und ein Flanellhemd. Beides zog die alte Indianerin sofort an und freute sich darüber königlich. Noch größer wurde jedoch die Freude, als man ihr auch noch zwei neue, wunderschöne Tabakspfeifen und eine Kiste mit Zigarren überreichte. Von den Zigarren setzte die alte Frau sofort eine in Brand und rauchte dann hintereinander noch einige. Von greisenhafter Schwäche scheint die alte Frau jedenfalls noch nichts zu spüren.

Neue Untersuchungen über den Nutzen der Waldameise. Die große wirtschaftliche Bedeutung der roten Waldameise (Formica rufa) geht aus einer in jüngster Zeit ausgeführten statistischen Untersuchung hervor, von der Eidmann im „Zoologischen Bericht" meldet. Die rote Waldameise kommt demnach ganz besonders als Vernichterin schädlicher Insekten in Betracht. Nimmt man zum Beispiel an, daß jedes Einzeltier einer aus 400 000 Individuen bestehenden Waldameisen-Kolonie im Laufe eines Jahres nur sechs Insekten vernichtet, so kommt schließlich die riesige Zahl von 2 400 000 Insekten heraus, von denen, wie die Untersuchung ergab, die Hälfte zu den schädlichen Forstinsekten gehört, während nur ein Sechstel der getöteten Insekten zu den nützlichen Waldbewohnern zählt. Durch die Vertilgung dieser Unmassen schädlicher Insekten wird ein Wald, in dem sich Waldameisen-Kolonien befinden, also vor manchem Schaden bewahrt.

Blaue Lippen sind verführerischer als rote. Bei den Maoris auf Neu-Seeland schreibt die Mode allerhand seltsame Gesetze vor, zu denen in erster Linie das Tätowieren des Körpers und Gesichts gehört. Für das weibliche Geschlecht ist dabei aber auch die Lippenfarbe sehr wichtig, und da gilt es denn als besonders elegant, wenn die Lippen einer Maori-Schönen nicht rot, sondern recht kräftig blau gefärbt sind. Die blauen Lippen sind gleichzeitig auch das Zeichen, daß die Frau noch jung sein will. Ist sie alt und schrumpfen die Lippen ein, so können sie ruhig wieder rot sein; so lange sie aber jung ist und verführerisch sein will, müssen die Lippen blitzblau sein. So will es die Mode im Maori-Land.

Fröhliche Ecke.

Die rücksichtsvolle Klatschbase. „Wie konnten Sie nur bei der Huberin Ihre Nachbarn so schlecht machen?" — „Sie erzählt mir auch immer Schlechtes von den ihrigen; da mußte ich mich doch mal revanchieren!"

(„Meggendorfer Blätter.")

Der kleine Ort Görkau in der Tschechoslowakei besitzt, wie heutzutage fast jede auf Volksgesundheit Wert legende Stadt, auch ein Stadtbad und ist stolz darauf. Am Eingange besagter Erholungsstätte ist auf einer Tafel die Einheimische und Fremde gleicherweise ergötzliche Kundmachung zu lesen: „Personen mit ansteckenden Krankheiten ist das Baden verboten. Als Zuschauer herzlichst willkommen. Die Badeverwaltung."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.